

Volkmar Mühleis
Abschied ist ein
langes Wort



Passagen Verlag



In seiner autobiographischen Erzählung *Abschied ist ein langes Wort* taucht Volkmar Mühleis in drei Lebensgeschichten ein, die unversehens vom Krebs überschattet werden. Erinnerungen aus der Kindheit, an die Erkrankung der eigenen Tante durchdringen sich mit Erlebnissen in der Partnerschaft, im Freundeskreis. Familien werden auf die Probe gestellt, die Überforderung der Erwachsenen steht den Kindern ins Gesicht geschrieben. Dieses Buch geht über das Verständliche und Machbare von Diagnose und Therapie hinaus, um mit den Mitteln der Literatur die Ränder des Erlebens abzutasten und imaginär, poetisch den Wiederhall der Trauer nachklingen zu lassen, die Augenblicke der Freude und die Angst umeinander. Es ist ein Memento mori und zugleich ein Gedenken des Lebens – der Versuch, sich eindringlich, knapp einzuschreiben in den Riss, der fortan den Alltag durchzieht, die Suche nach Worten.

Volkmar Mühleis, geboren 1972 in Berchtesgaden, lebt in Brüssel, wo er an der LUCA School of Arts Philosophie und Ästhetik unterrichtet. Im Passagen Verlag erschienen von ihm *Tagebuch eines Windreisenden* und *Brüsseler Tagebuch*.

ABSCHIED IST EIN LANGES WORT
PASSAGEN LITERATUR

Volkmar Mühleis
Abschied ist ein langes Wort

Passagen Verlag

Deutsche Erstausgabe

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de/> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7092-0563-1

© 2024 by Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien

Grafisches Konzept: Ecke Bonk

Umschlaggestaltung: Anna Meyer

Satz: Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien

<http://www.passagen.at>

Druck: Ferdinand Berger & Söhne GmbH, 3580 Horn

Noch einmal
Die Ordnung
Der Dinge
Am Tisch
Die Töpfe neben den Teller stellen
Die Kanne zum Glas
Noch einmal
Gedanken der Reihe nach denken

Gerlind Reinshagen

Unter uns donnerte der Verkehr auf der Universitätsstraße. Auch wenn wir erst im sechsten Stock waren, überrückten wir alle Häuser um uns herum. In die Tiefe gefächert lagen die anderen Balkone unter uns, geradewegs in den Abgrund. Es war ein breiter Balkon, wer die Aussicht genießen wollte, konnte hier bequeme Gartenstühle hinstellen, einen Tisch. Eine Aussicht für Taube, bei dem Lärm. Der Gestank hielt sich in den Grenzen der unteren Schicht, der Autos, Busse, LKWs. Mitten in der Nacht lag der Sternenhimmel auf Augenhöhe, ohne den Schatten eines Baumes, die Silhouette von Satellitenschüsseln auf den Dächern, Drähte, Leitungen, Schornsteine. Der sechste Stock, das war keine besondere Höhe für Hochhäuser in Wohnsiedlungen. In diesem Mastodon aber, in dem 6000 Menschen in 20 Stockwerken hausten, und der sternförmig, wie ein Himmelskeil vergangener Science-Fiction-Träume an die größte Kreuzung im Viertel gerammt worden war, erhob sich der erste Stock mit Wohnungen bereits weit über der umwehten Flaniermeile an der verstopften Verkehrsader. Eine Flaniermeile ohne attraktive Geschäfte, nur ein Frisör, ein Kiosk, ein Kopierladen konnten sich hier halten. Die gebaute Wirklichkeit sah anders aus, als sie versprochen war. Das Braun des Gebäudes half nicht dabei, sich in ihm wohlfühlen, die hässliche Außenseite untergrub jede Vorfrende, nachhause zu kommen, grub sich ein in die Wege am Pfortner vorbei, in die Halle mit tiefer Decke, zu jeder Seite ein Fahrstuhl. Die Anwohner grüßten sich, wie in einem Dorf. Wabenstadt.

Der Balkon lag in einen Winkel eingeschlossen zu den anderen Flügeln des Riesen. Sichtschutz trennte die direkten Nachbarn voneinander, und die Geländer selbst waren so hoch und verdeckt, dass man nicht sah, was die anderen wie auf ihren Aussichtsplattformen

postierten, stapelten, lagerten, hegten und pflegten. Wie ein ausgestreckter Arm reichte in die Ferne die Luxemburger Straße. Ein Kino lag dort, ein Filmpalast mit geschwungener Treppe im elegant sachlichen Stil der fünfziger Jahre, der Zeit des Wiederaufbaus der Stadt, in der einige der schönsten Gebäude und Räume hier entstanden, das Funkhaus im Zentrum, ein Café am Brüsseler Platz. Der leicht geometrische, nicht mehr florale Schwung der Formen, in Pastellfarben, Helligkeit. Ich ging gern dorthin, um den Sternenhimmel auf Leinwand zu sehen. Die Straßenbahn fuhr hinaus in die Vorstädte, morgens strömten Pendler, Schulkinder, Gestresste aus den spielzeugkleinen Wagen, dann beruhigte sich der Fluss und trieb stetig vor sich her, bis er zum Mittag die Kinder wieder aufnahm – sie in Trauben, Grüppchen, lachend, rufend, an der Haltestelle warteten – und er erneut verebbte, still wurde, in der frühen, trägen Nachmittagszeit, wenn die einen schon zuhause waren, die anderen noch arbeiteten, Rentner ihr Nickerchen machten, bis der Verkehr wieder zunahm, auf der Straße, in der Bahn, und sich alles zu einer einzigen Masse verdichtete, Fußgänger quer über die Kreuzung flüchteten, um weder überfahren zu werden noch ihren Anschluss zu verpassen, Mütter mit Kinderwägen sich über rempelnde Rowdies beschwerten, Männer in blauen Mänteln aus den Büros, vom Amtsgericht, von der Universität kamen, Studierende sich mit Fahrradklingeln voneinander verabschiedeten, eine alte Dame ihren Hund durch das Gewühl zu führen suchte, mit Gehstock und wedelndem Handtäschchen am Gelenk.

Und, wie gefällt es dir?

Was sollte ich sagen? Mein Vater hatte für mich diese Wohnung besorgt, selbst hatte ich bei der Suche kein Glück gehabt. Was mir gefiel, gefiel den meisten Studierenden in dieser Stadt und war selten zu haben – ein Zimmer in einer Altbauwohnung, inmitten eines alten Viertels, mit Cafés, Buchläden, kleinen, versteckten Grünanlagen. In dem Mastodon war immer ein Plätzchen frei – er lag zentral und nicht am Rand der Stadt, war also teuer und kein von der Politik vernachlässigter Sozialfall, dabei keineswegs heißbegehrt. Etwas für Liebhaber (angeblich wohnte einer der stadtbekanntesten Sänger im obersten Geschoss, Zeltinger).

Alles wunderbar.

Meine Mutter sah mir sicher an, dass ich nicht lange hier bleiben würde. Irgendwo musste ich anfangen (und noch während der Probezeit kündigte ich).

Der Ausblick ist toll, meinte sie.

Ich zeigte zur Uni hinüber, einige Gebäude konnte man aus dem Winkel erkennen, wie sie verstreut auf dem Gelände zwischen den Bäumen heraufragten.

Ist es nachts denn auch so laut?

Nein, die Fenster sind dicht.

Dann schläfst du bei geschlossenen Fenstern?

Sie konnte es sich nicht vorstellen, für sie musste immer ein Fenster offen stehen, in der Nacht.

Noch schlief ich bei geschlossenen Fenstern. Vielleicht würde sich auch das eines Tages, eines Nachts ins Gegenteil verkehren. Aus welcher Unbesorgtheit wurde durch welche Erfahrung ein Alldruck – der die Angst entzündet, und das Feuer im Kopf nie mehr erlischt, leicht entflammbar bleibt? *Vor der Entbindung*, da hatte meine Mutter keinen Schwindel gekannt, war als junges Mädchen wild Rad gefahren, hatte Nächte durchgetanzt, die Überschlagschaukel genossen. Hatte sie immer bei offenem Fenster geschlafen, von klein auf an? Tagelang hatte ich mit einem Freund in einem Holzhäuschen bei uns im Garten übernachtet, in dem es bei geschlossenen Läden stockduster war. Meine Mutter meinte, *ihr erstickt noch!* Quatsch, dachten wir, Jungs hart im Nehmen. Dann teilte ich mir unterwegs mit einem Kollegen einmal ein Zimmer, war selbst schon im Lichtschein eingeschlafen und erwachte urplötzlich im finstersten Nichts, schnappte nach Atem, konnte den Lichtschalter nicht finden, wusste nicht, wo ich war, ergriff endlich die Türklinke und lief auf den erleuchteten Flur. Der Schreck überblendete grell und schmerzhaft jedes Vertrauen in die Dunkelheit.

Auf der Höhe im sechsten Stock schwebte immer der diffuse Lichtglanz der Stadt, der Abglanz von tausend Lichtern, Straßenlaternen, Reklametafeln, Scheinwerfern im Verkehr. Das durch und durch elektrifizierte Leben. Nervenbahnen, Stromstöße, gegen die Angst, im Puls der Begierde. *Ich muss noch dorthin, ich will dahin, wir wollen dies, die wollen das, sie möchten es auch, die eher nicht.* Ich wollte mit eintauchen, instinktiv. Das Leben ist nicht mehr anderswo, es muss hier gleich um die Ecke stattfinden, bei diesem Grüppchen Leute, in dieser Kneipe, in diesem Hörsaal, bei dieser Party. Hinein ins Gewühl – und schwimmen, schwimmen. Im Becken der überregionalen Konkurrenz, inmitten der Krauler und Gleiter und Höhenflügler, fliegender Fische selbst, im akademischen Biotop. Ich war ein Brustschwimmer vom Land, kein Hecht oder Schmetterling, den die Kommilitoninnen umschwärmten, wenn er aus dem Debattengefecht mit dem Professor kam, schon wie sein Konkurrent und Nachfolger erschien, der Prinz und Bilderstürmer, den man nur selten in der Bibliothek büffeln sah, der auf der Terrasse frühstückte und seit dem Jahr in den Staaten fließend Englisch sprach. Welche Hintertür stünde mir offen?

Möchtest du noch einen Kaffee?

Nein, meine Mutter wollte weiter die Aussicht genießen.

Doch ihr Blick verharrte plötzlich.

Was siehst du?

Die Uni-Klinik.

Und auf meinen fragenden Blick antwortete sie nur:

Ich habe sie seit Hildegards Tod nicht mehr gesehen.

*

Meine Mutter parkte den Wagen vor der Garage und drehte sich zu mir um:

Und kein Wort darüber, wie sie aussieht!

Ich wusste gar nicht, wovon sie sprach, nickte eingeschüchtert. Der Junge auf der Rückbank stieg mit aus, lief seiner Mutter hinterher, die Steintreppe hoch, zwischen Garage und Hauswand, um die Ecke, bis vor die Haustür. Sie klingelte. In meiner Erinnerung hatten alle unsere Verwandten schwach durchsichtige Haustüren, man sah Schatten, Silhouetten durch den Flur auf sich zukommen, dann standen sie vor einem, körperlich nah, ungefiltert. *Kommt doch rein, schön, dass ihr da seid!* Ich weiß natürlich nicht mehr, wie meine Tante uns begrüßte. Nur, dass sie allein mit ihrer Tochter war. Oder nicht? Hätte ich nicht sonst mit meinem Cousin im Keller gespielt, wo seine Ritterburg aufgebaut stand?

Ich konnte an ihrem Aussehen nichts erkennen. Was hatte meine Mutter gemeint? Ihre Schwester freute sich über den Besuch, an diesem stillen Sonntagnachmittag, wann sonst hätte meine Mutter Zeit gehabt, zu ihr zu fahren? Im Ort wohnten noch ihre Eltern, ihre Brüder, eine weitere Schwester. Das Dorf, aus dem sie kam. Eine Straße vom Tal hinauf auf *die Höh*, wo der Spazierweg *übers Köppchen* führte, so hallt es in mir nach, ob richtig oder falsch, ich lausche dem Klang. Die Häuser der beiden älteren Schwestern lagen nebeneinander, das des jüngeren Bruders gleich obenan. Grundstücke aus Familienbesitz. Meine Mutter und ihre jüngere Schwester waren als einzige fortgezogen. In die nähere Umgebung. Alle hatten sie zusammen Polonaise getanzt, in der Kneipe des Vaters, die Mädchen hinterm Tresen gestanden und die Kundschaft bedient, der ältere der Brüder die Wirtschaft übernommen. Einzelgängern mochte dieser Betrieb als Sippschaft erscheinen, Schicksalsgemeinschaft, Familie im turbulentesten Sinn, mit sämtlichen Verstrickungen und Anbandelungen, die sich blühende Phantasien vorstellen mochten. Es gab eine Enge, aus der meine Mutter hatte ausbrechen wollen – und es gab eine Herzlichkeit, Selbstverständlichkeit, dazu zu gehören. Die schmalen Biergläschen versinnbildlichten beides.

Es war das letzte Mal, dass wir Hildegard in ihrem Haus besuchten. Die Mütter redeten in der Küche. Das große Wohnzimmer stand

leer und verlassen, der dicke, helle Teppich mit den aufstrebenden Fäden war keine Landschaft mehr mit verlorenen Chipsflocken und -bröseln, wie während so mancher Treffen in der Vergangenheit, wenn wir zum Kaffeetrinken kamen, jede Schwester einen Kuchen auf dem Blech, und wir Cousins und Cousinen die feinsten Rosinen bekamen, sprich: Sachertorte mit Aprikosenmarmelade versüßt, Herrentorte mit knusprigem Boden, im Beeren-Nüsse-Schoko-Traum, behütet von weichster Sahnecreme mit Streuselzupfern, danach Mandarinchen im Quarkkuchen, Apfelsaft, und noch ein Stück, und noch eins? Die Kaffeetafel war das Reich der Mütter, wo die Väter ihre schwankende Gemütlichkeit festigen konnten, man sich für eine Tasse Kaffee bedankte, nichts verschüttete, das Gespräch nicht zu laut wurde, außer es lachten die Damen, dann zogen die Herren mit, wurde es lustig in der Runde, bis auch der letzte nicht mehr Piep sagen konnte, so voll war der Magen. *Wir haben auch noch Chips*, hörte ich meinen Cousin sagen, und schon war die Tüte aufgeplatzt und grapschten drei, vier Kinderhände hinein, sie vor dem Händewaschen richtig zu fetten, mit salzigem Glanz, Goldgräberhändchen hinterm Sessel, wo die Erwachsenen es nicht gleich sahen, wenn sie schon einmal guter Laune waren und den Alltag vergaßen.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Meine Mutter redete mit ihrer Schwester in der Küche, meine ältere Cousine, die Älteste von uns Kindern, war bei ihnen. Sie redeten leise. Dabei war außer uns offensichtlich niemand im Haus. Sollte nur ich nichts hören? So wie mir nichts an meiner Tante auffallen sollte? Sie war angezogen und frisiert wie immer, ihr festes, dunkles Haar bildete diese schöne Krone zu ihrem vollen, offenen Gesicht. Zur Begrüßung hatte sie mich wie immer angestrahlt, sie schien nie die strenge älteste Schwester gewesen zu sein, ihr Lachen war entwaffnend, souverän, sie hatte sich freigekämpft, so schien es, von Anfang an – wenn meine Mutter davon erzählte, wie Hildegard als fast Erwachsene ihrer Mutter getrotzt hatte, und die ihr *eine runterhauen wollte*, und der Vater sie zurückhielt: *Du wirst sie doch jetzt nicht mehr schlagen wollen!*

Ich hatte nichts dabei zum Spielen und ging in den Keller. Die Ritterburg stand im Spielzimmer. Aber allein machte es keinen Spaß. Was sollte ich mir selbst die Ziehbrücke versperren, bei mir selbst um Einlass bitten, ihn mir selbst gewähren? Ich konnte

warten, das war nicht das Problem. Noch als meine Mutter anderswo putzen ging und ich sie begleiten musste, saß ich still da, weil die Dame des Hauses verboten hatte, dass ich währenddessen mit dem Spielzeug ihres Jungen hantieren durfte. Linkshänder haben erst recht zwei linke Hände, das schien ausgemacht. Ich werde das Vertrauensunwürdige der Dame wohl nur gespiegelt haben. An sie erinnere ich mich wie an eine Vorbeilaufende, ohne eigentlichen Blickkontakt. Als wäre sie schon damals nur ein Schatten gewesen.

Nichts davon, wenn ich meine Tante sah. Ich ahnte nicht, dass für uns alle hier die Kindheit enden sollte, die Kindheit, die ein Leben ist, dass man nie begreifen wird. Tante Hildegard bemerkte, wie verlegen ich in der Tür zur Küche gewartet hatte, stand vom Tisch auf und kam lächelnd auf mich zu. Dieses letzte Lächeln. Während ihre Tochter weinend zur anderen Tür hinaus lief, schräg entfernt von mir, im Rücken ihrer Mutter, die groß und gefasst mich ansah, mich in meiner Unschuld zu ermutigen, sich selbst einen Halt zu geben.

*

Da stehen wir alle, auf dem Bild. Meine Mutter, Onkel Uli, mein Vater, Onkel Heinrich (der mir später sagte, er sei ja gar nicht mein Onkel, ich bräuchte ihn doch nicht so zu nennen, wie ein kleiner Junge), Hildegards Tochter Claudia, mein älterer Bruder – wie er, mit Spielflugzeug in der Hand, das Brummen der Rotorenblätter nachahmt, die Zunge aus dem Mund –, dahinter Tante Marlies (auch sie nicht meine leibliche Tante, dafür aber meine Patentante), daneben Hildegard, Tante Else (die Frau von Heinrich, also auch keine Tante), meine Oma, davor ich, neben meinem älteren Cousin Rainer, Hildegards Sohn, zu dessen Ehren das Bild überhaupt gemacht wurde, am Tag seiner Kommunion; in seinem Schatten, stark und stolz, sein Vater Günter, dazwischen mein Opa, mit seiner massiv umrandeten Brille, neben ihm Petra, die Frau von Ernst, dem jüngsten Bruder der Geschwister, und daneben ein Mann, den ich nicht kenne, nicht mehr erkenne. Wer hat das Bild wohl gemacht? Ich vermute Ernst, so wie Petra lacht. Doch sie schaut zur Seite, vielleicht stand ihr Mann auch nicht direkt hinter der Kamera, eher versetzt, und feixte bis die Gruppe aufgelockert war. Quer zum Weg

standen wir, vor der Haustür aufgereiht. Ein Bild aus den siebziger Jahren, wenn man die Kleidung, die Frisuren sieht – das Haar von Uli, leicht gewellt bis zu den Ohren, sein bräunliches Hemd mit einem hellen Streifen über der Brust erhellt, wie die Farben von *Brauner Bär*, einem Karamelleis im Schokomantel, das es damals zu kaufen gab; die Krawatte von Günter war so weit wie der Kragen seines Hemds; und wir kleinen Jungs vorne trugen Bügelfalten in den Hosen, wie unsere Väter, dafür hatten die Mütter gesorgt. So nah ich auch in das digitalisierte Foto eintauche, ich kann kaum erkennen, was ich da in der Hand habe – ein kleines Fernglas? Dabei reicht eine Hand, um die vermeintlichen Gläser zu halten, und was habe ich in der anderen? Noch ein Glas? Offensichtlich hatte ich die Hände voll, während Rainer entspannt da steht, die Hände gelassen zum Boden hängend, an der Hosennaht, er steht nicht stramm, eher lässig, fast lächelt er in die Kamera, nur hat der Fotograf eine Sekunde zu früh abgedrückt. Oder die Fotografin? Nein, es fotografierten nur die Männer, oft mehrere gleichzeitig. Wo waren Hiltrud, Marita, die anderen Schwestern mit ihren Familien? Eine Momentaufnahme, ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Hildegard steht im Hintergrund in der Mitte, schaut mit leicht gesenktem Kopf zum Fotografen, etwas müde wirkt sie, lächelt leicht, der Tag wird anstrengend genug gewesen sein, mit all den Vorbereitungen, Zubereitungen, Einkäufen für die Feier. Hilfen waren sich die Schwestern selbst, da wurde nichts vorher bestellt und abgeholt, in der Küche zauberten sie, was aufgetischt wurde. Ich lache nicht. Schaue etwas kritisch an der Kamera vorbei, sehe nicht, was Petra sieht. Mein Bruder und ich haben wohl Spielzeug in der Hand, als wären es unsere Geschenke. Dabei waren es sicher Geschenke für Rainer gewesen, oder Sachen, die er bereits besaß. Ein Foto ist nicht mehr, als was eine Katze neben uns gesehen hätte – eine Gruppe von Menschen, deren Aussehen und Verhalten einzuschätzen ist, die friedlich zusammen stehen, auflachen oder nicht, etwas teilen, auseinander gehen. Das Foto sollte sie an mehr erinnern, als was die bloße Kamera festhielt, zeigt, und was dem Tier schon wieder fremd war – die Schwelle, die dieser Tag war, für Rainer, seine Eltern, die Familie. Das Foto war eine auf dünnem Papier entwickelte Markierung im Leben, das Licht war haften geblieben, an diesem Papier, zeugte von dem Vergehen auf verlangsamter Spur, dass der

Augenblick erloschen sein mag, sein Beweisstück aber auf Jahre nicht vergilbt sein würde, die gemeinsame Geschichte immer aufs Neue eröffnete, mit jedem Hervorsuchen der alten Bilder. Ich hatte das Foto völlig vergessen. Doch mit ihm waren seine Figuren wieder da, traten sie auf im Gedächtnis, in leibhaftiger Gegenwart – mit verschränkten Armen und zugleich fröhlichen Blicks schaute Heinrich in die Kamera, und es lag nur etwas Selbstgenügsames in seiner Haltung, nichts Abwehrendes, Überspieltes; meine Oma hatte mich zwischen ihre Beine genommen, sie saß in ihrem Rollstuhl, und über meine rundgekämmten Haare blickte sie freudig oder melancholisch, ganz wie man den leicht verkniffenen Zug um ihre Augen sah; mein Opa, eine stramme Wucht auf dem Bild, doch der Anschein täuscht, ein gemütlicher Mann, so habe ich ihn zumindest auf seine alten Tage erlebt.

Ab wann wusste Hildegard, dass sie Krebs hatte? Das Foto ist Jahre vor ihrer Erkrankung entstanden. Die Ordnung unserer Welt lag im Objektiv der Kamera beschlossen. Eine Ordnung von Vater-Mutter-Kind, Haus, Garten, Familie, Verwandtschaft, Glauben, Anständigkeit, Verlass, Arbeit, weißen Hemden schon für die Kleinen. Eine Ordnung ohne Ton. Hörte ich nicht, was geredet wurde? Wie geredet wurde? Schaute ich verdrießlich in die Ferne, schweifte ab? Die Worte sicherten ein Gespräch, kamen nicht vom Weg ab, bewegten sich geradlinig, auf vertrautem Grund. Mit den Absicherungen jedoch klaffte der Abgrund – was ungesagt blieb, zu stark betont wurde, gehässig klang und doch nicht so gemeint gewesen sein sollte, nicht im Angesicht. Immer hofften die Frauen, dass es nicht wieder Streit geben würde, unter den Männern, und sie backten und trugen auf, dass den Gatten die Spucke weg blieb, sie nur in der Kneipe beim Opa flüchten konnten, an den Tresen und wieder zurück, zum Tisch ihrer weltpolitischen Lagebesprechung. Dort war es nie lustig, und kein Kind willkommen. Wenn es Ernst, dem jüngsten Bruder, zu bunt wurde, kam er zu uns an den Kindertisch, türmte Hochhäuser aus Bierdeckeln und forderte uns zu Monopoly heraus.

Die vier Schwestern schienen der Kern dieser Ordnung, die beiden jüngeren Brüder reihten sich ein. Und die Gatten waren Satelliten, die es in dieses Nest verschlagen hatte – Günter war aus dem Osten hergewandert, Gerd, der Mann von Marita, aus dem nahen Wuppertal gekommen, Lothar durchquerte die Gegend mit seinem

Postauto und mein Vater war mit seiner Mutter hierher gezogen, seit ihr Haus dem Braunkohletagebau im Erftkreis zum Opfer gefallen war. Die Konstellation zwischen Sternen und Satelliten war unbestimmt, die Männer verband außer ihren Frauen wenig. Nie hörte ich einen den anderen anrufen, immer waren es die Schwestern, die untereinander Botschaften sendeten, auf Empfang gingen, im Austausch waren. Da mochten sie noch so murren und reden am Parlamentstisch, ihre Mitsprache belief sich auf die eigenen vier Wände, wo sie – zweifellos – den Damen es keineswegs leicht machten. *Das ist bestimmt deine Schwester*, hörte ich es im Treppenhaus rufen, wenn sonntags das Telefon ging, meine Mutter heran eilte, weil mein Vater gar nicht erst abnahm. Und in der Reihe war Hildegard der erste Stern. Nie erlebte ich sie dominant, bestimmend. Das war ihrer direkten Nachfolgerin vorbehalten, manchmal. Meine Mutter wiederum war die Ruhige, vor der koketten Jüngsten. Hildegard hatte den Schalk im Nacken, so wirkt es zumindest auf den anderen Bildern, ständig hielt sie eine Zigarette in der Hand. Die Lungen machten ihr keine Beschwerden – der Unterleib schmerzte, irgendwann, unaufhörlich.

Sie ist viel zu spät zum Arzt gegangen, höre ich meine Mutter sagen. Im Innern, wo die Vergangenheit gärt, sich verformt. Und dass manche Organe *schon ganz schwarz* gewesen seien. Bilde ich es mir nur ein? Die Ärzte hätten den Unterleib wieder geschlossen und lediglich festgestellt, dass sie nichts mehr tun konnten.

*

Die Uni-Klinik in der Ferne. Was mochte meiner Mutter alles durch den Kopf gegangen sein, wenn sie daran zurückdachte, wie ihre Schwester dort allein im großen Zimmer lag, den Kopf gestützt, regungslos, unter stärksten Medikamenten, Betäubungsmitteln? Wieder die Ermahnung, nichts Falsches zu sagen, *sie kann uns noch hören*. Wir traten vorsichtig in das Zimmer ein. Das Bett ist umringt von Familie, Verwandtschaft. Kein Stuhl scheint mehr frei. Es herrscht atemlose Stille, bedrückendes Schweigen. Geflüster, Worte der Begrüßung. Ich hatte keine Vorstellung, wie ich diese gebannte Stimmung deuten sollte. War sie kurz davor zu sterben? Waren alle zu diesem allerletzten Besuch gerufen worden, herbeigeeilt?

Oder war es am Wochenende gewesen, als sich abzeichnete, es geht dem Ende zu, jetzt ist die Zeit Abschied zu nehmen, in Stille und Ruhe? Wie nah oder fern der Tod war, er war da, mitten im Zimmer, erfasste er jeden Einzelnen. Hildegard lag im Sterben. Und kaum, dass ich mehr sehen oder erfahren konnte, drehte sich meine Mutter zu uns um und schickte meinen Bruder und mich auf den Flur. Zusammen mit den anderen Cousins, Cousins, durften, sollten wir Fahrstuhl fahren. Solang wir wollten. Wie liefen um die Ecke zum Lift, drückten alle Knöpfe, sprangen hinein, entkamen der gefühlten Enge in diese Box, diesen metallischen Kasten, der verchromt und verspiegelt mit uns hinauf und hinab sauste. Andere Besucherinnen und Besucher drängelten sich hinein, wir machten freundliche Miene zum besessenen Spiel, freuten uns über jeden, der ging, uns allein ließ, dem Blödsinn überlassen.

Im Fahrstuhl verliert sich die Erinnerung. Aus ihm schien ich nie herausgestiegen, mit der Mutter zum Auto gelaufen, nachhause gefahren. War mein Vater mitgefahren? Ich glaube nicht. Hatte er also arbeiten müssen, Schicht gehabt? Das konnte auch am Wochenende sein, als Polizist. Das völlig ferne, blasse, unbewegliche Gesicht, ihr dichtes, dunkles Haar ins weiße Kissen gebettet – nur kurz hatte ich sie näher gesehen, im Schatten meiner Mutter, bis sie sich umdrehte und mich hinausschickte, mit den Anderen. Hier gab es keinen Kindertisch. Claudia und Rainer werden bei ihrer Mutter geblieben sein. Wir waren nicht viele im Fahrstuhl, mein Bruder, ich, nur ein, zwei Cousins? Diese schreckliche Freude, etwas erleben zu dürfen, was es nur in der Stadt gibt, und das unbegrenzt, in einem gigantischen Hochhaus die Fahrstühle ausprobieren zu dürfen, in alle Stockwerke zu schauen, die Farben jeder Ebene zu unterscheiden, Stationen, Kranke, Gestelle, Rollstühle, Betten, Besucher, hektische Krankenschwestern, Ärzte –, während im eigenen Rücken die Tante stirbt, die Schwester, Mutter, Geliebte. Wie man uns Jungs in unserer Hilflosigkeit begeistern konnte, mit einem billigen Trick, der funktionierte, das Ziel rechtfertigte jedes Mittel, uns in diesem Augenblick loszuwerden, die wir nichts tun konnten, wie keiner etwas tun konnte, die wir nur stören konnten, wie keiner es ertragen würde. Meine Mutter wollte jetzt nur ihrer Schwester nah sein, nichts sagen müssen, nicht erziehen müssen. Und sie gab es vorab zu verstehen: *Kein Wort, wie sie aussieht!* Es überstieg ihre Kräfte.

Ihre Schwester war Mitte vierzig, als sie starb, sie selbst Anfang vierzig. Der letzte Besuch im Krankenzimmer ihres Vaters, einige Jahre später, hatte nichts von dem Alldruck, Entsetzen, wie es zum Abschied von Hildegard geherrscht hatte – der Vater hatte sein Leben leben dürfen, war alt geworden, schwächlich, doch bei vollem Bewusstsein. Er begrüßte uns herzlich, lächelte mich mild und fast augenzwinkernd an, aus seinem kräftigen Froschgesicht, mit dem schmalen Mund, den funkelnden Augen im dämmrigen Schein des Zimmers. Es ging nicht darum, uns Kinder vom Tod fernzuhalten. Tod und Leben gehörten zusammen. Doch der Tod besaß die unbegreifliche Macht, gegen den Lauf der Natur zu schneiden, als wäre das Leben bloß Unkraut, das sprießt und wuchert, als wäre er nicht Teil der Natur, ihrer Ordnung, auch wenn doch alles dafür sprach: Tod gab es nur mit dem Leben, der Natur; Tod war nicht mehr als ein Parasit am lebendigen Leib, der ihn befällt, vernichtet, sich selbst damit verzehrt. Ein Allesfresser, der Selbstauslöschung. Als hätte er nur an sich genug.

Niemand schien sich über die unbeaufsichtigten Kinder im Fahrstuhl zu wundern. Dass wir *es nicht zu bunt treiben* durften, war klar, und da die Erlaubnis unter gewöhnlichen Umständen nie zugestanden worden wäre, reizten wir das außergewöhnliche Vergnügen nicht noch mit außergewöhnlichen Dreistigkeiten aus. Wir wurden von Beobachtern zu verantwortlichen Begleitern im Lift, *wohin wollen Sie fahren?*, drückten gern die Knöpfe für andere, wurden heimliche Schaffner und Kontrolleure, wenn es sie denn in Fahrstühlen gegeben hätte, Liftboys, das hätte in einem Hotel gepasst, aber hier blieb es bei freundlichen Diensten, um nur ja geduldet zu werden, zu bleiben und keine missliebigen Fragen gestellt zu bekommen.

*

Das Album des Komikers lief im Bauch des Dual-Plattenspielers. *Das Leben kommt auf alle Fälle*. Sein pausbäckiges Gesicht strahlte einen von der Hülle aus an, glänzte im gelblichen Licht der eingefärbten Schwarz-Weiß-Aufnahme. Der Bauchspieler – ein schwarzer, leicht abgerundeter Kasten, der in zwei Hälften unterteilt war, die eine Stange elegant zusammenhielt. Man konnte das Oberdeck mit der Radioanzeige wegdrehen, und im unteren Teil offenbarte

sich der Plattenspieler. Ein schwenkbares Möbel. Welch ein Vergnügen, vor dem Auflegen der Platte selbst den ganzen oberen Teil in Bewegung zu versetzen, um 90 Grad zur Seite, wo also nie der Sessel oder ein anderes Möbelstück zu eng stehen durfte. Unsichtbarer Schwenkraum im Wohnzimmer. Immer wieder versenkten wir unsere Kinderplatten in dem Gerät, spielten sie zum Spaß auf 78 Touren ab, sie sausten im quietschigen Sprechfieber der Erzählstimmen dahin, wenn der böse Wolf plötzlich wie ein überdrehter Tenor fiepste, die Spannung sich in Millisekunden entlud, Frage, Antwort, Frage, Antwort, *warum hast du denn so große Augen damit ich dich besser* und so weiter. Das Bangen hatte ein Ende, dank der Technik, dem Zaubermittel in den Händen der Kinder. Kein Wunder, dass sie so versessen auf *gadgets* und technischen Spielkram aller Art sind – Technik ist ein kraftvoller Verbündeter, von der Steinschleuder in der Tasche Davids angefangen.

Ich hörte die Platte aus Langeweile. Was sollte ich anderes tun? Der Komiker aus dem Fernsehen schien auch ein Verbündeter von uns Kindern, über seine Wortspiele und Albernheiten konnten wir mit ihm und unseren Eltern lachen, er brachte uns alle zusammen, was für ein seltenes Glück! Im Lachen schämten sich die Väter ihrer Tränen nicht, wurden keine ernsten Themen diskutiert, griff nicht die zähe Mechanik elterlicher Grabenkämpfe, wenn der eine in genau dem Schrank etwas sucht, vor den die andere gerade ihre Einkaufstaschen gestellt hat, der Vater schon im Halbsatz nicht mehr hören mag, worüber die Mutter kaum zu sprechen begann. Was wusste ich davon, ein Leben *zu führen*? Ich war ihm nur ausgesetzt und verhielt mich entsprechend – ging in mein Zimmer, wenn es zu laut wurde, versuchte mich selbst in witzigen Bemerkungen, wie sie der Komiker so locker servierte, als hätte er ein ganzes Menü im Ärmel.

Meine Mutter kam zur Tür herein und machte den Schallplattenspieler aus.

Ich kann das Lachen jetzt nicht hören.

Ihre Schwester war gestorben.

*

Wir sitzen zu viert im Auto, die ganze Familie, ich hinterm Fahrersitz meines Vaters, weil ich die kürzesten Beine habe. *Jetzt fahren wir Beerdigungen üben*, hatte mein Vater gesagt, seiner Angst vor dem Absturz inmitten des Lebens Ausdruck zu verleihen, so fehl am Platz, dass meine Mutter empört jedes Nachspiel beendete: *Wie kannst du nur so etwas sagen!* Hier und jetzt, auf der Straße zur kleinen Ortschaft, wo die Beerdigung stattfinden sollte, in Gimborn. Mein Bruder und ich schwiegen. Ich war noch nie auf einer Beerdigung gewesen, wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Keiner von uns schaute den anderen an. Als wir den Weg zur Kirche hoch kamen, begegneten wir der Verwandtschaft, begrüßten einander still. Meinem Cousin, auf dessen Kommunion wir gefeiert hatten und der nun heute seine Mutter an diesem Ort verabschieden sollte, erzählte ich, was mein Vater gesagt hatte, als wäre es vielleicht doch eine gute Bemerkung gewesen, witzig auf eine mir unbegreifliche Art. Meine Mutter konnte es kaum glauben und fuhr mich an. Ich konnte es im Nachhinein selbst kaum glauben. Unter den Erwachsenen verlor sich jeder Halt, und zugleich behielten sie die Oberhand, erzogen nach Strich und Faden, nur die Haltung zu bewahren, im haltlosen Tal, von dem manchmal in der Kirche gesprochen wurde, in Worten, die sich nicht auf die genüsslichen Kaffeetafeln reimten, die Freude in der Kneipe, wenn der Bierdeckelturm in tausend Stücke fiel, die Polonaise Schulter an Schulter über Tische und Bänke zog. In die Kirche zogen wir ernsthaft ein, hier wurde nicht gelacht und getanzt, an keinem Sonntag, geschweige denn zu einer Beerdigung. Kein Abschiedstanz, kein letzter Walzer, Blues, kein Gospel. Schweigen. Das Gebetbuch in der Hand, Lied Nummer soundso viel. Getragene Melodien. Die Erwachsenen in schwarz. Mein Vater machte keine verunglückten Scherze mehr, alles trieb von uns weg – vor dem Altar der Sarg, mit Blumen und Kränzen, die Lichter der Kerzen. In dieser Kirche war sie getauft worden, hatte sie die erste heilige Kommunion empfangen, geheiratet, fand ihre Trauerfeier statt. Das Kirchenschiff selbst ein fester Hafen. Der Raum war gefüllt mit Menschen, im Stehen konnte ich wenig sehen, hinter den Rücken der Männer und Frauen. Wir sangen aus unserer Reihe heraus, der Klang stieg in den Raum, erfüllte ihn, über und um uns hallte der Gesang. Ich traute mich nichts mehr zu sagen, das Feld schien vermint, doch im Singen stimmten wir uns aufeinander ein, hielten die

Töne uns im Takt, konnten wir Atem finden, einen Melodiebogen lang, einen zweiten, dritten, vierten, fünften, bis das Lied zu Ende war, der Hall verstummte und der Pastor ans Mikrofon trat, so nah, dass es leicht knisterte, wenn er zu laut hineinsprach.

Das Kind nimmt verstärkt die Zwischentöne wahr, wenn es doch nicht versteht, was im Einzelnen gesagt wird. In den Zwischentönen, Gesichtern, Gesten lag tödlicher Ernst. Der Tod schien mir unendlich fern, in meinem unbedarften Körper. Dabei lagen auf dem Friedhof doch auch die Gräber der zwölf Kinder, die beim Schwimmen im Fluss ertrunken waren, nach dem Krieg. Die Lehrerin hatte sie nicht retten können. Ob es genau zwölf waren, ein Fluss oder See – die Kinder waren mir näher als jeder Apostel auf dem Bild, das mir vom letzten Abendmahl gezeichnet wurde, im Religionsunterricht. Sie waren ins Wasser gegangen, im Vertrauen darauf, dass es sie tragen würde. Nichts trug uns. Im Rücken spannten uns Rituale zusammen, wiesen uns den Weg. Den Körper umkleidet ein Sarg, an seinen Enden tragen ihn vier Männer, rollen ihn hinaus auf den Friedhof, wo die offene Stelle passend gegraben ist. An Seilen lassen sie den Sarg in den Boden. Der Pastor spricht die letzten Worte. Wir gehen einzeln nacheinander zu der Stelle, greifen etwas Erde aus dem Gefäß, werfen sie auf den Sarg, ihn mitzubegraben. Das Weinen und Schluchzen der Frauen, des Mannes, der stocksteif vor der klaffenden Wunde steht, die Erde in seiner Hand.